

Nr. 158 Bromberg, den 14. Juli 1933.

Anne Karine Corvin

Erzählung von Barbra Ring.

(8. Fortsetzung.)

Es schneite große nasse Fetzen.

Die Varener Chaussee hinauf zog gegen fünf Uhr ein langes Kortege von Schlitten. Breitschlitten mit Wohlstandsehepaaren und Livreekutscher hintenauf. Breitschlitten mit einer Mama und einer Tochter, die nicht gefeiert war, von Papa gefahren. Breitschlitten mit zwei glücklichen jungen Gesichtern — ohne Kutscher.

Und zuletzt der lange Zug von Schmalschlitten, der vom Festkomitee beordert war, zuletzt zu fahren, damit sie nicht den schwereren Schlitten durchbrannten.

Im ersten Schmalschlitten saßen zwei Herren — dem Anschein nach. Im Sitz der General im Fahrpelz. Hintenauf ein schlanker schwarzlockiger Bub in Wolfspelz und Reitstiefeln, der die Zügel führte.

Der Schnee trieb den Fahrenden ins Gesicht und legte sich schwer und naß auf Leute und Gefährte. Bis Vorregaard ging alles ruhig. Dort stießen noch zwei Schlitten hinzu, der Gutsherr allein im Schmalschlitten und die beiden spitzen Fräulein im Breitschlitten, vom Kutscher gefahren.

Das Kortege machte einen Augenblick Halt. Das benutzte einer der Schmalschlitten, um an den Breitschlitten vorbeizujagen und die Tete zu nehmen. Das Festkomitee in den drei ersten Breitschlitten schrie und protestierte. —

„Hören Sie nicht drauf, General“, sagte Anne Karine. „Wir können doch nicht den ganzen Tag lang wie 'ne Laus auf 'ner Teerstange krabbeln. Das macht keinen Spaß.“ —

Die „Jungfrau“ bekam einen Hieb und machte einen Ruck. Sie bekam noch einen und langte aus in einem Trab, dem nicht viele von den Pferden der Stadt folgen konnten.

Die Pferde des Festkomitees wurden unruhig und versuchten zu folgen. Die Unruhe verpflanzte sich nach hinten. Einige der Pferde bäumten sich und wollten vorbei.

Inzwischen sauste der Schlitten mit dem General und Kari drauf los, und bald waren sie den andern aus den Augen.

„Das macht Spaß, was?“ fragte Anne Karine in Extase.

„Ja“, sagte der General. Aber so recht eigentliche Begeisterung war nicht in seiner Stimme. Er mußte den Arm vors Gesicht halten, um dem Schneetreiben zu wehren, und alle Augenblicke machte der Schlitten einen Hops, daß der General hoch in die Luft flog.

„So kriegt man doch ein bißchen Begriff, was Fahren heißt“, sagte Anne Karine.

*

Der General und Anne Karine hatten schon abgelegt und empfingen im Saal von Varen das Festkomitee, dessen Vorsitzender lächelnd bemerkte, der Herr General pflege freilich stets früh auf den Beinen zu sein; aber heute hätten sie doch gehofft, vor ihm sicher zu sein. Allerdings hätten sie nicht seinen Kutscher mit in die Berechnung gezogen.

Man aß, trank und tanzte. Das Schauspielerpersonal bildete eine Klique für sich. Leutnant Bersin sah Anne Karine überhaupt nicht. —

Man unterhielt sich darüber, wieviel Zeit die „Jungfrau“ gebraucht habe. Anne Karine behauptete fünf Viertelstunden, aber die andern meinten, man könne den Weg nicht in weniger als anderthalb Stunden machen.

„Wenn ich allein im Schmalschlitten führe, würde ich den Rückweg in einer Stunde machen“, sagte Anne Karine.

Man protestierte. Man wettete. Und Anne Karine nahm die Wette an. Dem Doktor nahm sie das Versprechen ab, den General gut abzuliefern.

„Es ist doch wohl nicht Ihr Ernst, jetzt mitten in der Nacht allein nach Hause fahren und den Gaul zuschanden richten zu wollen, Fräulein Corvin? Das verbiete ich als Arzt auf das bestimmteste“, sagte Doktor Jebs.

„Was ich gesagt habe, das tue ich auch. Da gibt's kein Zurück“, sagte Anne Karine.

Der Doktor zitierte den General herbei, der auch protestierte, so mir nichts dir nichts unterwegs abgesetzt zu werden. Er bestehe auf seinem Recht, sagte er. Er sei von Fräulein Kari eingeladen, Fräulein Kari müsse ihn auch wieder nach Hause bringen.

Eine Weile nachher war Fräulein Kari verschwunden. Der General ging zu Leutnant Bersin und setzte ihm die Sachlage auseinander. Er müsse so gut sein, dafür zu sorgen, daß Fräulein Kari nicht allein davonfahre.

Leutnant Bersin hörte den Schluß nicht mehr. Er stürzte hinaus und kam gerade noch zur rechten Zeit, um Anne Karine sich in den Schlitten setzen und die Zügel ergreifen zu sehen. „Also aufgepaßt, die Uhr ist fünfundzwanzig Minuten nach zwölf“, rief sie dem Stallknecht zu, der dabei stand und mit einer Laterne leuchtete.

„Sie dürfen auf keinen Fall allein fahren, Fräulein Kari“, rief Bersin und sprang die Treppe hinunter.

„Das kann Ihnen ganz wurscht sein“, antwortete Anne Karine und gab der „Jungfrau“ einen Hieb.

Leutnant Bersin schwang sich im selben Augenblick, als das Tier anzog, hintenauf.

Anne Karine drehte sich um und befahl ihm, außer sich vor Wut, abzuspringen, — er verdürbe ihr die Wette.

Der Leutnant antwortete nicht, hielt sich nur fest, während der Schlitten davonsauste und Bäume und Häuser an ihnen vorbeiflogen.

Leutnant Bersin fror, daß er zitterte, denn er war barhaupt, ohne Überzieher und in Lackschuhen.

Die Fahrt wurde immer toller. Anne Karine fuhr wie eine Verrückte. Die „Jungfrau“ tat ihr äußerstes. Sie lag wie eine Schnur auf der Landstraße.

Der Leutnant hatte genug zu tun, um sich festzuklammern. Anne Karine drehte sich nicht um und sagte keinen Ton, bis zur Stadt, wo sie durch die Straßen jagte, ohne sich darum zu kümmern, ob etwas im Wege war oder nicht.

„Ein Glück, daß um diese Zeit keine Göhren auf der Straße sind“, lachte Anne Karine. Sie war jetzt bei besserer Laune, und sie hatte eben nach der Uhr gesehen. Als die „Jungfrau“ vor dem Hause des Oberstleutnants hielt, hatte sie gerade fünfundfünfzig Minuten gebraucht.

„Nichts ist so verkehrt, daß es nicht für was gut ist. Jetzt können Sie wenigstens bezeugen, daß ich gewonnen habe", sagte Anne Karine und drehte sich um.

Aber Leutnant Versin war verschwunden. Er hatte sich vor seiner eigenen Tür in den Schnee abgeworfen.

Anne Karine klingelte wie rasend an der Haustür, und der Bursche kam verschlafen heraus.

„Schnell nach der Uhr sehen, Hermann", kommandierte Anne Karine aufgeregt. Jede Minute war kostbar.

Der Bursche hatte keine Uhr. Es müsse wohl zweie durch sein, meinte er.

„Acht Minuten vor halb ist es, du Schaf", sagte Anne Karine.

Sie war wütend. Was nützte denn da die ganze Geschichte, wenn sie nicht beweisen konnte, wieviel Zeit sie gebraucht hatte.

Sie riß ihre eigene Uhr heraus.

„Da, guck."

„Vier Minuten vor halb zwei", sagte Hermann. Ein bißchen Zeit war verstrichen, ehe Hermann herunterkam.

„Na ja, die eine Minute macht nichts. Du kannst bezeugen, daß es wenigstens fünf Minuten her ist, seit ich geklingelt habe, Hermann. Ich habe also von Varen bis hier eine Stunde gebraucht", sagte Anne Karine.

„Da sind jnäs Fräulein aber wie'n Svinegel gefahren, mit Verlaub zu sagen", sagte Hermann bewundernd.

Am andern Morgen zwang Anne Karine Hermann, eine Erklärung zu schreiben. Und am Vormittag bekam Doktor Jebs einen Brief des Inhalts:

„Unser gnäs Fräulein war an der Diere akkerat zehn Minuten vor halb zweie.

Hermann Gulsrud."

Am Frühstückstisch berichtete Anne Karine die Ereignisse der Nacht.

Der Oberstleutnant war außer sich über den Rekord, den Anne Karine gesetzt hatte, — und eilte hinaus zu seiner geliebten „Jungfrau", die übrigens bei bestem Wohlergehen war.

Frau Corvinia verstand nicht viel von Distanzen und Fahrerei, sie regte sich mehr über Anne Karines Unhöflichkeit gegen den General auf. Aber als der General später seine Aufwartung machte, in ausgezeichneter Laune, — beruhigte sie sich.

Der General sagte, er habe erwartet, sein Kavalier von der Schlittenpartie, der ihn so treulos verlassen habe, daß er für den Heimweg mit Doktor Jebs' Gesellschaft vorlieb nehmen mußte, würde sich wenigstens nach seinem Befinden erkundigen. Wenn man Kavalier spielen wolle, müsse man auch die Pflichten eines Kavaliers auf sich nehmen. Aber da der Berg nicht zu Mohammed käme, müsse Mohammed zum Berge kommen. Er gestatte sich also die ergebene Anfrage, wie seinem Kavalier und der „Jungfrau" die nächtliche Fahrt bekommen sei. Er habe eben den Doktor getroffen und von ihm erfahren, daß Fräulein Kari die Wette gewonnen habe. Aber wie es denn wohl dem armen Versin ergangen sei, der in Lackschuhen und ohne Überzieher davongefahren sei?

„Vermutlich ist er unterwegs abgefallen. Als ich ankam, war er weg", sagte Karine. „Warum hat er sich drangebaumelt, bloß um — um mich zu ärgern. Ich hätte sicher fünf Minuten gewonnen, wenn Versin sich nicht angehängt hätte", sagte Anne Karine ärgerlich. Aber sie fühlte einen ganz kleinen Gewissensbiß, als sie erfuhr, daß der Leutnant keinen Überzieher angehabt hat. Das hatte sie überhaupt nicht bemerkt.

*

Am Nachmittag kam Doktor Jebs. Er wollte sich erkundigen, um was sie eigentlich gewettet hätten.

Da Anne Karine das auch nicht wußte, fragte er, ob Fräulein Corvin ihm gestatte, ihr einen jungen Gordonsetter, ein feines kleines Rassetier, zu senden.

Anne Karines Augen leuchteten. Aber Frau Corvinia sagte rund nein.

„Ich habe genug an einem", sagte sie und sah zu Anne Karine hinüber, die auf der Sofalehne saß und mit den Beinen baumelte. Anne Karine ließ sich von der Lehne herabrutschen.

„Ja, dann müssen Sie sich selbst was ausdenken, Fräulein", sagte der Doktor. „Blumen? Parfüm? Bücher? Ich kenne den Geschmack junger Damen nicht."

Anne Karine dachte einen Augenblick nach.

„Eine kleine silberne Hundepfeife, an die Uhrkette zu hängen", erklärte sie bestimmt.

„Aber, Mädel, wenn du nun gar keinen Hund hast", sagte der Oberstleutnant.

„Ach was, ich habe doch Rasch und Rührdich zu Haus. Und außerdem nimmt sich das tadellos aus. Vater und Onkel Mandt haben alle beide eine", sagte Anne Karine.

„Das wär' also abgemacht", sagte der Doktor. „Nun aber habe ich noch ein Hühnchen mit Ihnen zu rupfen, Sie kleiner Tollkopf. Wie konnten Sie nur Leutnant Versin ohne Überzieher aufsitzen und sich erkälten lassen."

„Hätt' ich bloß Zeit gehabt, ihn herunter zu schupfen, dann hätt' ich's getan. Meine Schuld ist es nicht. Es geschieht ihm ganz recht, wenn er sich erkältet, warum ärgert er einen", sagte Anne Karine.

Der Arzt sah sie streng an.

„Das ist nicht hübsch von Ihnen, Fräulein Kari. Sie sollten Leutnant Versin lieber dankbar sein, daß er auf so einen kleinen rasenden Tollkopf achtgibt."

Der Doktor wandte sich an Frau Corvinia, und Anne Karine ging hinaus.

Als der Arzt auf die Straße trat, kam Anne Karine ihm nach, fertig zum Ausgehen.

„Ist er schlimm erkältet? Wird er krank?" fragte sie.

„Sehen Sie, so gefallen Sie mir besser, kleines Fräulein Kari. Leute ohne Herz mag ich nicht; sie mögen so begabt und so amüsant sein, wie sie wollen", sagte der Doktor. „Wenn Sie mit mir kommen und warten wollen, dann können Sie es gleich erfahren. Ich weiß bis jetzt nur, daß er zu Bett liegt und hohes Fieber hat. Die Hauswirtin hat nach mir geschickt."

Anne Karine ging mit. Viel geredet wurde nicht auf dem Weg. Der Arzt ging in seinen eigenen Gedanken und sah Anne Karine nur dann und wann von der Seite an.

Der Doktor blieb sehr lange oben. Anne Karine fragte nur mit den Augen, als er herauskam.

„Es wird wohl eine Lungenentzündung werden", sagte er ernst.

„Ist es meine Schuld?" fragte Anne Karine schnell.

Der Doktor zögerte ein wenig mit der Antwort. Aber dieser selbstsicheren jungen Dame war es gewiß ganz gesund, mal ein Stück Verantwortungsgefühl zu bekommen.

„Zweifellos ist die Fahrt heute nacht schuld daran", sagte er. „Ja, ja, es ist ein undankbares Geschäft, sich junger Damen anzunehmen, die sich selbst für unfehlbar halten."

Anne Karine sah in diesem Augenblick nicht gerade aus, als ob sie sich unfehlbar fühle. Und der Arzt fügte hinzu, er hoffe, Leutnant Versin würde bald wieder auf den Beinen sein. Übrigens habe er selbst gesagt, es käme nicht von der Fahrt, er habe sich schon ein paar Tage nicht wohlgefühlt.

„Das lügt er sicher", sagte Anne Karine.

„Ich bin geneigt, das auch zu glauben", lächelte der Arzt. „Vermutlich eine von den Lügen, die man fromm nennt."

Der Doktor ging weiter auf seine Praxis, und Anne Karine machte einen kleinen Gang über die Hügel . . .

Uff. Wie dumm und traurig alles war. Und wie garstig heut alles aussah.

Der Fjord so schwer und schwarz mit den weißen Holmen. Die Stadt mit ihren kümmerlichen Gaslaternen auf den Straßen. Sie dachte an Näsby. Auf Näsby war es um diese Zeit noch hell. Da konnte man die Sonne rot hinter der Kirche untergehen sehen. Zu Haus hatte sie nie darauf geachtet, aber jetzt fiel es ihr ein. Ach, wär' sie zu Haus bei Vater und Onkel Mandt. Da war niemand, der einen ärgerte und auf einen aufpaßte und krank wurde um einen. Uff.

Und dann ging Anne Karine heim und kriegte Schelte, weil sie zu spät zum Abendessen kam. Und dann setzte sie sich ans Klavier und spielte Webers „letzten Walzer" in rasendem Tempo viermal hintereinander, — ohne daß der Oberstleutnant ausrückte. Worauf Anne Karine sich reuig dem Oberstleutnant um den Hals warf und sagte, er sei der zweitbeste Onkel der Welt. Und Tante Corvinia dürfe

nicht böse sein, weil sie immer so ungezogen sei. Und manchmal könne man sich selbst nicht ausstehen. Und jetzt wolle sie ins Bett.

Sie schleppte die Rote mit sich auf ihr Zimmer und schenkte ihr einen ganz neuen Ledergürtel, den sie wirklich furchtbar gern selber behalten hätte, und ein Paar Handschuhe, die einen Flecken gekriegt hatten.

Und als sie sich ins Bett legte, sagte sie zu sich selbst, sie wäre doch nicht bloß schlecht.

Der Oberstleutnant aber fragte Frau Corvinia, ob Anne Karine krank wäre.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Kleinen zum Kleinsten.

Über die Genauigkeit wissenschaftlicher Beobachtung.

Von Professor Dr. Paul Kirchberger-Berlin.

Wer heute mit dem Studium der Physik oder der Chemie beginnen und sich dabei nicht mit Bücherweisheit begnügen, sondern selber arbeiten will, dem wird als erstes und wichtigstes Hilfsmittel eine Waage vorgeführt, mit deren keineswegs einfachen Eigenheiten er sich vor allem vertraut machen muß. Ganz so, wie mit einer gewöhnlichen Krämerwaage, auf der wir im Geschäft uns ein halbes Pfund Wurst oder ein ganzes Pfund Mehl zuwiegen lassen, darf man freilich mit so einem Ding nicht umgehen. Man muß sie schon in einen Glaskasten setzen, um Luftströmungen fernzuhalten, man darf ihr nicht zu nahe kommen und auch nur für kurze Zeit die sogenannte Arretierung lösen; dann muß man schön die Schwingungen beobachten, und eine solche Wägung nimmt schon einige Zeit in Anspruch. Dafür stimmt sie auch bis auf etwa ein Zehntel Milligramm.

Aber für viele Zwecke der Forschung müssen wir doch weiter gehen: Wir wollen z. B. feststellen, wieviel Gold sich im Meerwasser oder wieviel Quecksilber sich im menschlichen Speichel oder in der Luft eines Laboratoriums befindet, und da müssen wir schon etwas genauer zusehen. Aber die heutige Chemie ist nicht verlegen; sie hat noch weit feinere Waagen zur Verfügung und Verfahren ausgearbeitet, nach denen sich in solchen Fällen noch der zehnte bis hundertste Teil eines Millionstel Grammes nachweisen läßt; das wäre der tausendste Teil des oben erwähnten Ergebnisses.

Aber auch damit ist die Wissenschaft noch längst nicht am Ende: Werfen wir ein Stückchen Salz in eine Flamme, so wird diese gelb, und wenn wir ihr Licht durch einen sogenannten Spektralapparat zerlegen und dann durch ein Fernrohr betrachten, so läßt sich die Feinheit des Nachweises noch sehr erhöhen. Wir haben dann die berühmte Spektralanalyse, durch die sich nicht nur die Zusammensetzung fernster Sterne erforschen, sondern rein irdische Untersuchungen von höchster Genauigkeit anstellen lassen. Man kann mit ihrer Hilfe nicht nur Teile eines Millionstels, sondern Teile eines Billionstels eines Gramms nachweisen. Während der erste Schritt die Genauigkeit um das Tausendfache steigerte, bringt dieser zweite eine Steigerung auf das Millionenfache. Wir werden gleich sehen, daß der dritte nicht etwa nur die Genauigkeit, sondern auch die Geschwindigkeit ihrer Erhöhung noch weiter steigert.

Zuvor aber die Bemerkung, daß die heutige Forschung eine so ungeheuerliche Genauigkeit auch unbedingt nötig hat. Denn wenn schon der alte Linné sagte: „Im kleinsten ist die Natur am größten“, so hat das die neue Forschung in ganz ungeahntem Maße bestätigt. Überall stößt man neuerdings auf die beherrschende Rolle winzigster Mengen. Die Fermente, Vitamine und ihre jüngsten Geschwister, die Hormone, wirken in winzigster Menge, und ihre Rolle in der Natur ist doch wahrscheinlich noch viel größer, als man heute weiß. So galt es bis vor kurzem als selbstverständlich, daß die Bienen aus gewöhnlichen Larven durch reichlichere Nahrung eine Königin züchten können. Das ist aber doch recht unwahrscheinlich; viel eher darf man annehmen, daß ein unbekanntes Hormon mitspielt, vielleicht in ganz geringfügigen Mengen. Man hat nachgewiesen, daß bei manchen tropischen Seerosen die Keimung des Pollens auf der Narbe nicht ohne Anwesenheit von Borsäure gelingt; aber ein halbes Millionstel Gramm genügt. Für die unglaublichen Leistungen des Geruchssinns nur ein Beispiel: In Zürich hält ein Forscher einen weiblichen Schmetterling in einem Käfig bei geöffnetem Fenster; am Morgen findet er in seinem Zimmer eine stattliche Anzahl männlicher Schmetterlinge derselben Art versammelt, die aus stundenweit entfernten Wäldern hergeeilt waren, um der Freundin einen Besuch abzustatten. Sie haben also deren Geruch nicht nur wahrgenommen, sondern auch festgestellt, aus welcher Richtung er stärker wird. Wie unglaublich winzig mögen da wohl die Teilchen gewesen sein, die in das Geruchsorgan des einzelnen Schmetterlings gelangten!

Alle diese Tatsachen erscheinen vielleicht minder auffallend, wenn man bedenkt, daß selbst ein Billionstel eines Gramms eines Stoffes noch viele Milliarden einzelner Atome enthält; um so wunderbarer muß es uns aber vorkommen, daß wir sogar die Wirkung eines einzelnen Atoms wahrnehmbar machen können; freilich nicht eines ruhenden, sondern nur eines schnell bewegten Atoms. Ein solches aber ruft auf einem geeigneten Schirm im Dunkeln einen Lichtblitz hervor, den man unter dem Mikroskop sehen kann. Man kann auch fliegende Atome Nebelstreifen hervorrufen lassen, die man auf der Lichtbildplatte festhält. Die so erhaltenen Bilder haben in der letzten Zeit eine gewaltige Rolle in der Atomforschung gespielt.

Nach all dem könnte man nun denken, daß die Steigerung in der Genauigkeit wissenschaftlicher Beobachtung überhaupt keine Grenze habe, daß es also nur von der Geschicklichkeit der Anordnung abhängt, wie weit wir in dieser Hinsicht kommen. Es ist nun eines der bemerkenswertesten Ergebnisse neuerer Forschung, daß dem nicht so ist. Nach allem, was wir wissen, gibt es allerdings für alle Beobachtungsgenauigkeit eine haarscharfe, unübersteigliche Grenze, deren Entdeckung in der letzten Zeit in allen wissenschaftlichen Kreisen ein gewaltiges Aufsehen erregt hat. Freilich galt dies Aufsehen mehr der grundsätzlichen Seite der Sache. Denn praktisch gesehen wird uns diese Genauigkeitsgrenze nicht allzuviel Kopfschmerzen machen. Die Physik mißt schon mit recht kleinen Maßstäben, aber gleichwohl müßten wir hinter das Komma erst noch etwa 26 Nullen schreiben, wenn wir diese Grenze in Zahlen angeben wollen. Vorläufig und wohl auch für alle absehbare Zeit wird sie also Forschern, die ihren Scharfsinn in der Steigerung wissenschaftlicher Beobachtungsgenauigkeit üben wollen, noch nicht hinderlich sein.

Das blaue Signal.

Skizze von Wilm Frhr. v. Münchhausen.

Von unten drängt der Straßenlärm nur schwach herauf. Über den 20. Stock hinaus ragt der breite Eisenrahmen für die Lichtreklame noch in den leeren Raum. Zwei Mann hängen zwischen den Eisenstreben und befestigen Kabel, elektrische Kabel; darüber strahlende Sonne.

„Reich' mir das rote Kabelende herauf, Jan!“

Jan sieht erstaunt nach oben. „Das hast du doch in der Hand, Wilhelm.“

„Richtig — — bin'n bißchen zerstreut — — wegen Annemarie. Wir sind beinahe einig, weißt du . . .“

„Was heißt: beinahe?“

„Sie will sich heute entscheiden; ich warte nur auf ein Signal. Sieh mal hinunter — — dahin!“

„Tausend Fenster, eins wie das andere.“

„Da — — links — — 11. Stock, zweites Fenster. Das ist Schmidt & Co., Motoren.“

„Und? Ich sehe nichts Besonderes.“

„Hinter dem Fenster arbeitet Annemarie an der Schreibmaschine. Wenn sie mich heiraten will, wird sie ein blaues Taschentuch nach außen hängen.“

„Komische Idee! So'ne Art Heiratsflagge, was?“

Zwei Arbeiter kommen mit einem Preßlufthammer und ziehen einen drahtumwickelten Luftschlauch nach. Eine glühende Niete wird ihnen von der oberen Plattform her zugeworfen. Der eine preßt einen langstieligen Hammer gegen das Kopfende der Niete, die schon im Rahmen sitzt, der andere läßt das glühende Nieteisen mit dem Preßlufthammer breitschlagen. Ohrenbetäubender Lärm. Der ganze Rahmen schwingt . . .

„Könnt ihr das nicht später machen? Man hört ja sein eigen Wort nicht“, ruft Jan. Wilhelm schreit von oben: „He! Geht weiter nach links, ihr versperrt mir die Aussicht.“

Der Mann mit dem Preßlufthammer hört erstaunt auf. „Die Aussicht? Wo siehst du denn hin?"

Jan erklärt ihm alles. Nun schauen alle vier die Fassade hinunter, auf die Fensterreihe Schmidt & Co. natürlich.

„Was macht ihr denn da?" erscheint der Vorarbeiter plötzlich. „Ist hier eine Generalversammlung?"

Wohl oder übel muß Jan nochmals erklären. Auch der Mann vom Fahrstuhl hört interessiert zu und saust dann eilig wieder nach unten. Nein, sowas, das ist doch 'ne Sache! Ne blaue Fahne?

Unten rasseln riesige Rammblöcke gegen Pfähle an, die sich langsam in die Erde senken. Bei jedem Schlage staubt es. Die Zahnräder knirschen, und die Motoren fauchen. Balken, Träger und Beton. Viel Lärm und noch mehr Bewegung.

Der Mann vom Fahrstuhl erzählt die Sache mit dem blauen Taschentuch. Und schon sieht die ganze Belegschaft der Rammblöcke nach Schmidt & Co. hinauf. Das wollen sie sich nicht entgehen lassen! Die Sache mit der blauen Fahne ist wie ein Lauffeuer herumgekommen. Der Mann vom Fahrstuhl, der außen am Hochbau auf- und absaust, hat ein Stück blaues Tuch herausgehängt, das nun mit auf und ab muß.

„Wenn Annemarie das blaue Taschentuch nicht heraushängt, bin ich blamiert", sagte Wilhelm stöhnend. Er setzt die Mütze schräg übers Ohr und zündet sich eine Zigarette an.

Bald darauf klettert ein anderer Elektriker in den Rahmen. „Du, Wilhelm, die Geschichte mit deiner Braut ist ausgezeichnet. Sieh nur mal hinunter!"

Na, das kann ja noch heiter werden! Die ganze Belegschaft des Hochbaues ist mit einem Male irgendwo an der Nordfassade beschäftigt. Wie die Bienen hängen sie an der Außenwand.

„Was sagst du nun, Jan?"

„Es fehlt nur noch ein Reporter."

„Wer hat denn denen allen die Geschichte erklärt?"

„Der Mann vom Fahrstuhl."

„So? Wenn ich den nur zu fassen kriege . . ."

„Ach was, Spaß muß sein. Du bist heute nicht ganz auf der Höhe."

Wilhelm sieht bedeutungsvoll nach unten: „Das genügt dir wohl nicht?" — Wenn sie bloß das Taschentuch heraussteckt! denkt er verzweifelt. . . . Aber davon ist nichts zu sehen.

Endlich tönt die Pfeife. Schluß.

„Ich fahre nicht nach unten", sagt Wilhelm.

„Stell' dich doch nicht so an!"

„Daß sie nicht will, ist schon zum Weinen, aber daß auch der ganze Bau es nun weiß, ist nicht zu ertragen."

„Komm' nur herunter! Es hilft dir ja doch nichts."

Also hinunter: zwanzig Stock.

Unten stehen sie alle. Und unter ihnen Annemarie, feuerrot.

„Annemarie! Warum . . ."

„Ach, Wilhelm, du hattest dein Taschentuch doch selbst wieder eingesteckt. Was sollte ich da heraushängen?"

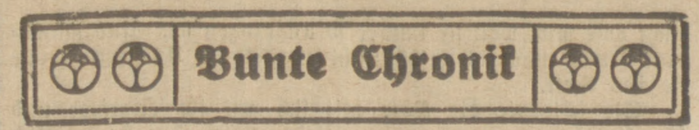
Geleitspruch.

Mühsam ist's, allein zu wandern;
Doppelt wächst des Schreitens Last,
Wenn du vor dem Geist der andern,
Pilger, ein Geheimnis hast.

Tönt dein Herz in Melodie,
Halt' es fest mit beiden Händen!
Wache, daß nicht kommen die,
Die es höhnten, wie sie's fänden.

Ach, geheimer Blütenkranz
Weckt zu leicht den Neid der Brüder!
Steht dein Blick im Tränenglanz,
Schirme deine heißen Lider.

Gerda von Below.



Geheimnisvoller Tod eines Erfinders.

Der geheimnisvolle Selbstmord eines jungen Erfinders aus Southampton beschäftigt die englische Öffentlichkeit. Der erst zwanzigjährige Student Benjaman Lloyd-Stockman zeichnete sich durch seine ungewöhnliche Begabung aus. Er hat schon verschiedene technische Erfindungen gemacht, die die Aufmerksamkeit der interessierten Kreise auf ihn lenkten. Den ganzen Tag saß er über seinen Apparaten und arbeitete auch die letzte Zeit vor seinem Tode an einer neuen Erfindung. Eines Morgens fand man ihn in seinem Zimmer erhängt auf. Der entkleidete Leichnam hing an einer starken seidenen Schnur inmitten von mehreren hohen Spiegeln, die im Kreis in dem Zimmer aufgestellt waren. Die Eltern des jungen Erfinders sind vollkommen zusammengebrochen. Sie finden für das Unglück nur die eine Erklärung, daß der junge Mann in einem Anfall von Geistesgestörtheit, die vielleicht auf geistige Überanstrengung zurückzuführen ist, Hand an sich gelegt hat.

*

Karpfen machen eine Sommerreise.

In der Nähe des Bodensees, zwischen Spitznagelhof und Mendlishausen, liegt der Markgräfin-Weiher, der wegen seines reichen Karpfenbestandes in der ganzen Umgegend berühmt ist. Ein Deich trennt ihn von einem schmalen Fließ, das zum Bodensee führt. Durch die Regenperiode der letzten Wochen entstand Hochwasser, das den Deich unterspülte, der schließlich an einer Stelle brach. Damit war der Weg zum Bodensee frei. Das Verbindungsfließ weist infolge des Hochwassers eine beträchtliche Strömung auf, die es den „auswandernden" Karpfen leicht machte, den Bodensee zu gewinnen. Diese Reise der Karpfen hat bei dem Besitzer des Markgräfin-Weihers nicht gerade Freude ausgelöst, dagegen dürften die Fischer vom Bodensee über die plötzlich erschienenen Sommergäste alles andere als ungehalten sein.



Menschenkenner.



„Haben Sie leere Weinflaschen, liebe Frau?"
„Sehe ich so aus, als ob ich Wein trinke?"
„Vielleicht haben Sie Essigflaschen?"

*

* **Mittagessen.** „Du bist schrecklich wählerisch geworden, Andreas! Ich kann dir vorsetzen, was ich will, du bist nicht zufrieden!"

„Könntest du mir nicht mal etwas vorsetzen, was ich will?"

Verantwortlicher Redakeur: I. V.: Arno Ströse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg